Benares

Stadt in Nordindien im Bundesstaat Uttar Pradesh. Bedeutendster hinduistischer Wallfahrtsort am Ganges, katholischer Bischofssitz, zwei Universitäten. Die Stadt ist seit der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends nachweisbar, seit dem 12. Jahrhundert in hinduistischem Besitz, von 1775-1947 unter britischer Verwaltung. 3000 Tempel erheben sich über dem als heilig geltenden Uferbezirk.

Als Christ am heiligen Ort der Hindus

Sakralität ist eigentlich kein Begriff, den man erfassen kann, indem man über ihn theoretisiert. Bei Sakralität handelt es sich vielmehr um eine Dimension der Wirklichkeit, für die man eine Sensibilität entwickeln muß, um sie wahrnehmen zu können in und hinter den Dingen. Sie hat etwas mit Ganzheitlichkeit und Erlebnisfähigkeit zu tun, die langsam wächst und die des ganzen Menschen bedarf. So werde ich den Leser nun vielleicht zunächst etwas befremden, indem ich meine verrußte indische Öllampe anzünde und unter dem Duft von verbrennendem Lampenöl am Computer zu schreiben beginne.

Benares, auch Varanasi genannt, ist die heilige Stadt der Hindus am Ganges im Norden von Indien. Sie liegt im Bundesstaat Uttar Pradesh, eine Tagesreise südlich von Nepal und gut 30 Zugstunden nordöstlich von Bombay. Diese Stadt der „tausend Tempel" – es sind in Wirklichkeit über 3000 Tempel! – gehört zu den ältesten Städten Indiens. Sie reicht in die Zeit vor der arischen Invasion ab 1500 v.Chr. zurück.

Das Markante an Benares ist seine geographische Lage an einer Stelle des Ganges, wo dieser in einer ungewöhnlichen Schleife seine Richtung ändert und für mehrere Kilometer in Gegenrichtung fließt. Diese außergewöhnliche Tatsache hat die Menschen vor mehreren tausend Jahren offenbar dazu gebracht, hier in besonderer Weise das Heilige, die Götter zu verehren und ihre Gegenwart erfahren zu wollen. So entstand auf drei Hügeln am steilen Abhang zum Ganges hin, durch die erhöhte Lage vor Hochwasser geschützt und wegen der rückwärtigen Sümpfe auch vom Land her sicher, diese heilige Stadt.

Das Klima verändert sich im Laufe des Jahres erheblich. Im Winter kann die Stadt, wie ich es erlebte, bei Temperaturen um 5° C und Regen im naßkalten Schlamm förmlich versinken. Von April bis Mai ist es trocken und heiß mit nicht selten 46° C. Wenige Wochen später setzen die heftigen Monsun-Regenfälle ein, bei denen die Temperaturen aber zunächst trotz Regen kaum unter 37° C sinken. Die ganze Stadt verwandelt sich dann in eine vor Feuchtigkeit triefende Sauna. Erst ab September wird es merklich kühler und auch der starke Monsun kommt zum Ende.

Nicht nur in grauer Vorzeit, sondern, als wenn die Zeit stehengeblieben wäre, auch heute noch ist Benares bei den Hindus der Inbegriff des Sakralen:

Hier suchen sie die Erfahrung des Heiligen.

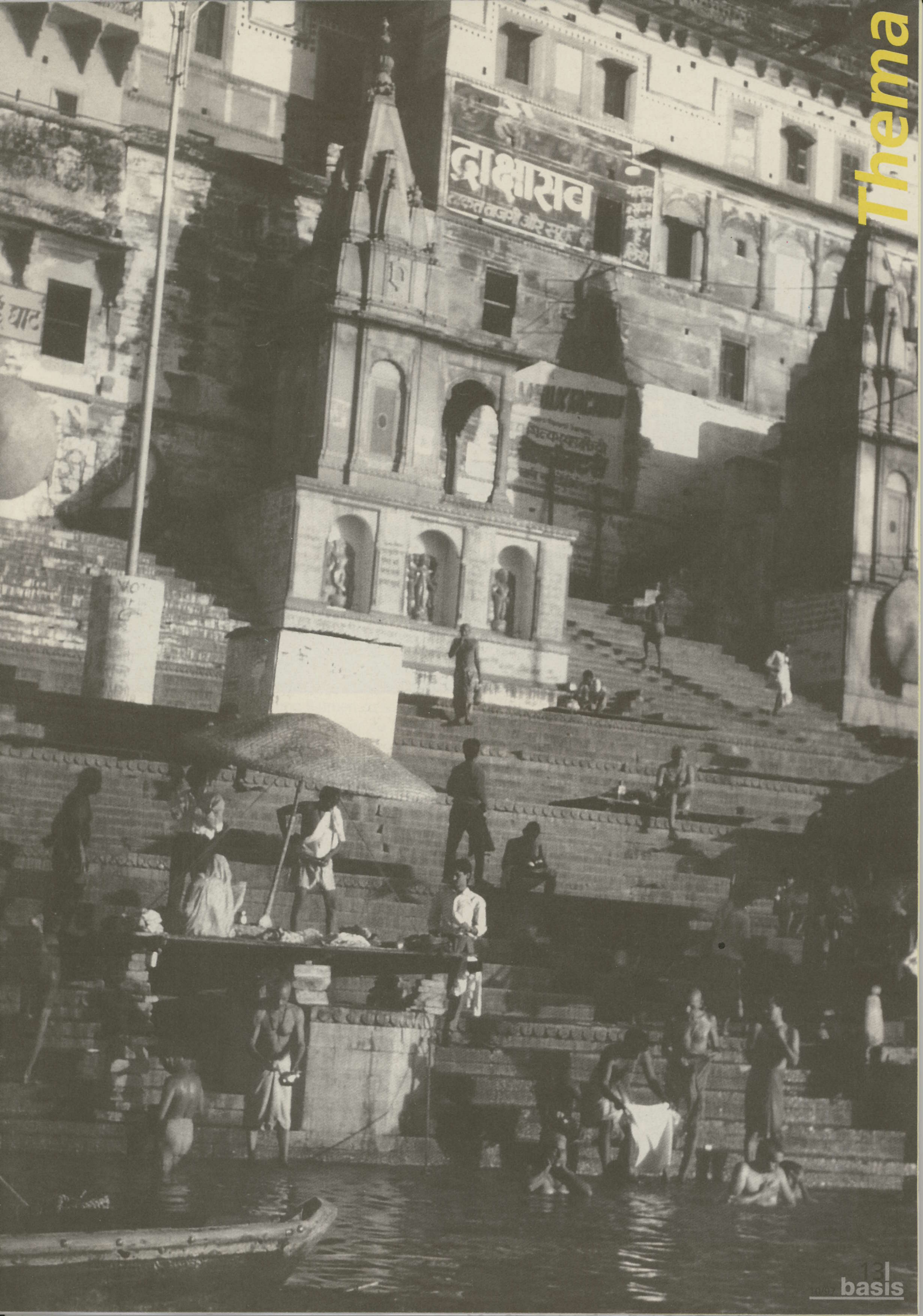
Hier verbrennt man täglich die verstorbenen Verwandten, um die Asche in den alles heilenden Ganges zu streuen.

Hier gibt es Schriftstücke, in die sich der Sohn, wenn er seinen Vater verbrennt, einträgt und ein Segensgebet schreibt für seinen eigenen Sohn, der in einigen Jahren seine Asche den Fluten des Ganges übergeben wird, nachdem er zuvor die Eintragungen seines Vaters, Großvaters, Urgroßvaters und dessen Väter Zeile für Zeile in heiliger Ehrfurcht gelesen hat.

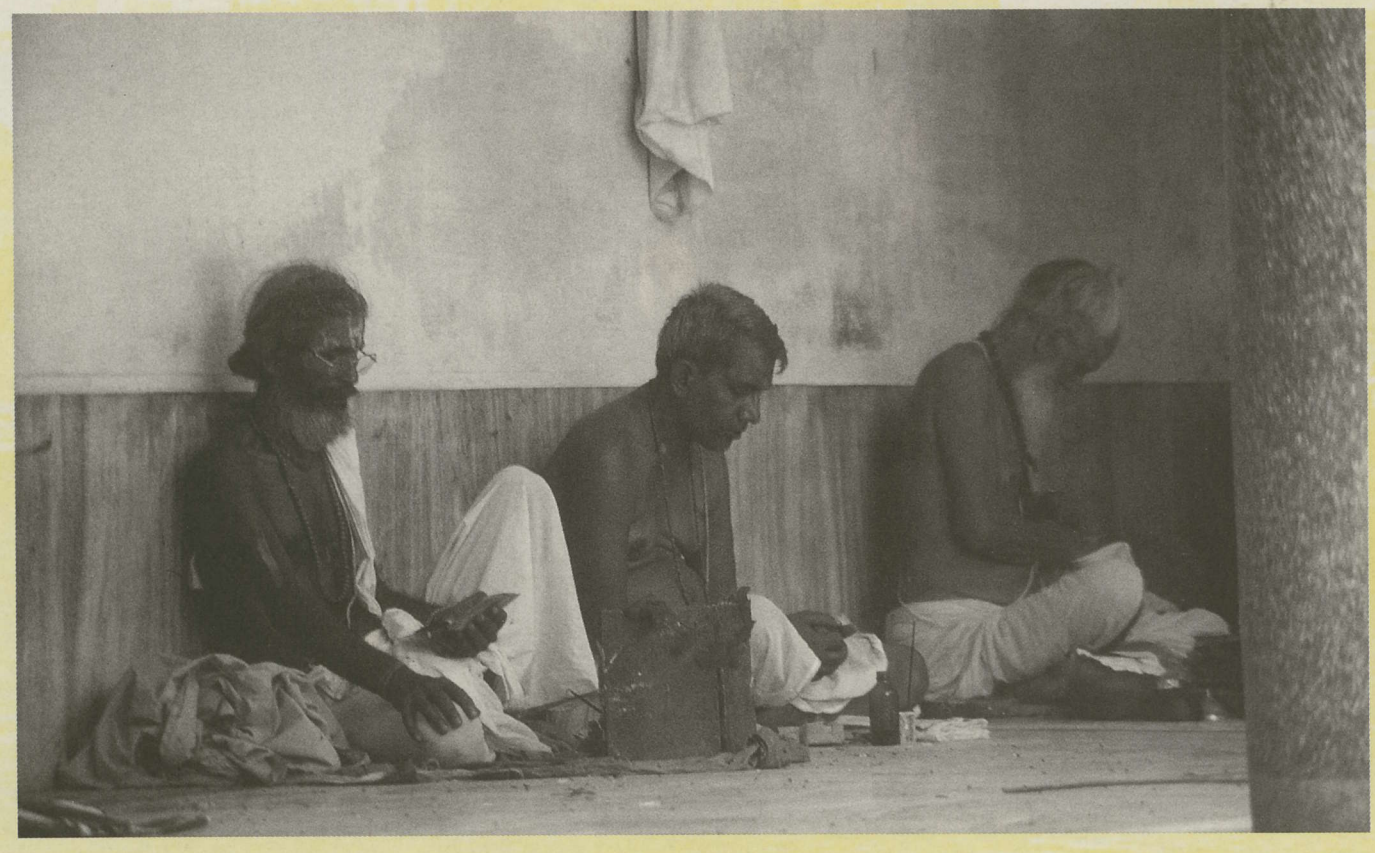
Hier ist der Ort, zu dem man hinpilgert, um im Ganges ein heiliges Bad zu nehmen, das von Schuld und Krankheit befreit und Gnade verheißt. Für uns Europäer, die wir meist nur noch an die Macht der Bakterien glauben, empfiehlt es sich freilich nicht, dort ein solches Ritual zu vollziehen.

Man kann wohl kaum etwas von den Lebensvorgängen der Hindus und ihrer Religiösität verstehen oder auch nur erahnen, wenn man als Tourist nur von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit stapft und dabei die vielen Eindrücke statt mit dem Herzen hauptsächlich mit der Kamera aufnimmt. Denn Sakralität hat nicht nur etwas mit Orten zu tun, sondern ebenso mit dem Faktor Zeit: Man muß sich viel Zeit nehmen, um etwas zu erahnen von dem, was hier geschieht, um etwas von dem Heiligen zu spüren, das die Menschen hier erfahren und verehren. Darum bin ich nicht in jeden der 3000 Tempel hineingegangen, sondern habe mich in einem dieser Tempel lange hingesetzt, um einfach da zu sein, um die westliche Zeitlosigkeit zu durchbrechen und auf mich wirken zu lassen, was hier geschieht. So lasse ich mich also nieder in der Sun-cut-Modschen, wie dieser Tempel genannt wird.

Es ist ziemlich heiß, um die 38/39° C. Der Himmel ist nach dem heißen Gewitter des Vorabends blau und klar. Nach kurzer Zeit kommt ein Hindu vorbei. Er schenkt mir mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung ein gelbes, fetti-


द्राक्षासव





ges Zuckergebäck. Meine Freude ist riesengroß über dieses Geschenk. Ich werde mich aber hüten, die Süßigkeit zu essen, da mir ein intakter Magen mehr wert ist als der kurze Genuß dieses kostbaren Geschenkes. So wie dieser fromme Hindu seine Dankbarkeit und Freude gegenüber den Göttern, die er hier verehrt, ausdrücken möchte, so schenke ich mit diesem Zuckerstück die Freude weiter an ein einheimisches Kind, das keinen so empfindlichen Magen hat wie ich Europäer.

Ständig kommen neue Pilger in das Tempelareal. Es ist ein Treiben, das kein Ende nimmt. Gleich neben mir und überall um das „Allerheiligste" sitzen betende Pilger mit verschränkten Beinen, meist auf einem Tuch bei einem glimmenden Weihrauchstäbchen, vor sich oft ein Buch, aus dem sie Gebete murmeln. Einige tragen lange Holzperlenketten. Gelegentlich verneigen sie sich tief.

Aus einem Brunnen wird heiliges Wasser geschöpft. Ein Pilger kommt vorbei mit einem Blechkanister und läßt sich drei Meter vor mir nieder. Nur mit einem hochgebundenen Dohti bekleidet übergießt er den ganzen Körper mit Wasser. Dann schöpft er davon mit der Hand, nippt daran und streicht den Rest über sein Gesicht und die Haare.

Im Innern des offenen Tempelgebäudes stehen Menschen an, um der Gottesdarstellung Blumen zu schenken und ein paar Tropfen vom heiligen Wasser zu bekommen, das von einem beleibten Priester im Dohti und einem ockerfarben gekleideten Jungen ausgegeben wird.

Menschen werfen zum Dank Münzen. Andere verschenken Gebäck an Pilger oder füttern Affen, die in großer Zahl überall frei herumspringen.

Bevor man zum Allerheiligsten gelangt, verneigt man sich, berührt mit Hand oder Stirn die Stufen und geht dann barfuß weiter. Auch ich habe meine Sandalen ausgezogen. Nach der Verehrung gehen viele an der Rückwand des Gebäudes, die mit einem abgegriffenen und dennoch prächtigen Göttergemälde verziert ist, vorbei, berühren ehrfürchtig die Wand und verneigen sich. Beim Verlassen wird kräfig die Glocke angeschlagen.

Plötzlich wird es laut: Viele Pilger erheben sich und rufen fast schreiend die Gottheit an. Dann wird es wieder ruhig und es bleibt beim monotonen Beten, bei andächtigen Murmelgesängen innig betender Pilger. Man hört das Zwitschern der Vögel, das Plätschern des Wassers, das Quengeln eines Babys, das Ausgießen von Wasser, eine Hupe in der Ferne, Klirren von Münzen. Und alles ist untermalt von einem nicht differenzierbaren allgegenwärtigen Grundgeräusch.

Mich hat diese Erfahrung in der heiligen Stadt der Hindus nachdenklich gemacht. Ich habe mich gefragt, wo wir Christen das Heilige, das Transzendentale, das Numinose heute in unserer technisierten westlichen Welt erfahren, wo es auch bei uns Vorgänge, Ereignisse und Orte gibt, die für uns im tiefsten Sinn des Wortes heilig sind und uns das Heilige erahnen lassen?

Das Heilige, die Sakralität, hat immer etwas zu tun mit dem Stehen vor dem Absoluten, mit der Erfahrung, dem Erahnen des Tranzendenten im Leben.

Ein Schlüssel, um dafür empfänglich zu werden, scheint mir das Verhältnis zum Faktor Zeit zu sein. Wo der Mensch stehen bleibt, wo er bewußt aus der Geschäftigkeit aussteigt oder durch Ereignisse herauskatapultiert wird, so daß Einsamkeit und Stille eindringlich den Alltagslärm jeder Geschäftigkeit übertönen, dort kann das Gespür für eine tiefere Dimension wach werden.

Wenn ein Mensch dem Tod entgegenschaut, sei es dem eigenen oder dem eines ihm nahestehenden Menschen, kann das Alltägliche mit einem Mal nebensächlich erscheinen gegenüber einer viel größeren Realität.

Aber es muß nicht erst diese letzte Grenzerfahrung sein, die den Menschen öffnet für dieses Mehr im Leben: Jede personale Begegnung hat etwas von diesem Transzendenten, worin der Mensch sich selbst überschreitet und einen Grund bejaht, der weit über seine eigene Endlichkeit hinausgeht. Besonders deutlich wird dies im Lebensvorgang zwischenmenschlicher Liebe: Wo anfangs einfach das Erlebnis spontaner Sympathie war, kann es zu einem gegenseitigen Sich-aufeinander-Einlassen und Sich-einander-Annehmen kommen, das rein rational nicht mehr zu begründen ist. Und man selbst ist vielleicht manches mal nicht nur erstaunt, sondern fast erschrocken, wie der andere die nie ganz zu leugnende Fragwürdigkeit des Du überspringt und bedingungslose Annahme schenkt. In diesem Vorgang personaler menschlicher Liebe vertraut er sich – bewußt oder unbewußt – einem absoluten Grund an, den er nie im Griff haben kann, den er aber vielleicht hier und da erahnen mag. In jedem Fall aber transzendiert er dabei sich selbst und seine Endlichkeit in einer Weise, die jenseits der eigenen rationalen Erklärbarkeit liegt.

Die Heiligkeit, das Sakrale leuchtet mehr und mehr auf, wo der Mensch sich einübt in jene, nach Karl Rahner, „einfache Dichte letzter und doch überall im Alltag gegebener Erfahrung, in dem der Mensch immer, mit den Sandkörnern des Strandes beschäftigt, am Rand des unendlichen Meeres des Geheimnisses wohnt." Damit wären wir wieder bei der Titelfrage, die nun lautet: Wo liegt mein Benares?

Markus Thomm

Markus Thomm ist Schönstatt-Pater und zur Zeit als Kaplan in der Erzdiözese Freiburg tätig.